

Das Buch

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **52 (1972-1973)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Buch

SOWJETISCHE FACHLITERATUR ÜBER CHINA

Die Chinakunde in der Sowjetunion

Die sowjetische Chinakunde blickt auf eine grosse Vergangenheit zurück, was durch die Partei- und Staatsinteressen an China bedingt ist. Am Anfang der zwanziger Jahre war es die Kommunistische Universität für die Werktätigen des Ostens (KUTV), welche sich mit der Ausbildung von «Kadern» und mit der Erforschung Chinas beschäftigte. 1925 wurde dann eine direkt China gewidmete Universität gegründet: Die Universität für die Werktätigen Chinas (Sun-Jat-sen-Universität), 1927 umbenannt in «Kommunistische Universität der Werktätigen Chinas» (KUTK). In der KUTK entstand ein wichtiges Zentrum für Chinaforschung («Kabinett für Chinakunde»), das 1928 als «Wissenschaftliches Forschungsinstitut für China» in eine selbständige Institution umgewandelt wurde (НИИ). Diese Forschungsstelle spielte – in Zusammenarbeit mit dem Ost-Sekretariat der Komintern – bei der Ausarbeitung der China-Direktiven des Exekutivkomitees der Komintern eine bedeutsame Rolle. Auch das «Wissenschaftliche Forschungsinstitut für nationale und koloniale Fragen» (im Rahmen der KUTV) befasst sich nebenbei mit Chinakunde¹.

Heute gibt es wissenschaftliche Institute und Lehranstalten für Ostkunde in Moskau, Leningrad, Baku, Tiflis, Jerevan, Taschkent, Duschanbe, Aschhabad, Ulan-Ude, Wladiwostok, Nowosibirsk und Tartu, wo sowohl Unterricht

als auch Forschung betrieben werden. Die wichtigsten Forschungszentren sind das Institut für Ostkunde und das Institut für die Völker Asiens, beide im Rahmen der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Ausserdem gibt es Institute für Ostkunde bei mehreren Republik-Akademien, unter welchen vielleicht jenes der Akademie von Georgien das beste ist².

In der UdSSR entstand also eine umfangreiche Chinaliteratur, welche jedoch infolge der «methodischen Grundsätze» der sowjetischen Forschung³ keinesfalls als objektiv betrachtet werden darf. Bis 1963 war diese Literatur betont prochinesisch ausgerichtet, es gab keine Kritik, nur Anerkennung. Seit dem Ausbruch der offenen Polemik und der Feindseligkeiten zwischen den beiden Grossmächten stösst man hingegen auf nichts anderes als Kritik, Ablehnung und Vorwürfe. Die Fachliteratur wurde zu einem ausgesprochenen Propagandamittel!

Die neueste Literatur lässt sich hauptsächlich damit charakterisieren, dass sie jegliche Gegenüberstellung der Argumente vermeidet, die chinesischen Antworten auf die sowjetischen Angriffe niemals mitteilt. Der Leser kann die chinesische Replik nur auf Grund der sowjetischen Gegenantworten erschliessen. Seit 1964 ist die Zahl der veröffentlichten Bücher in ständigem Anstieg begriffen; ihr Ton wird immer beleidigender und heute bleibt er kaum hinter demjenigen zurück, der gegen die

«Faschisten-Imperialisten» in der Stalin-Ära angewandt wurde.

Die chinesische Aussenpolitik in sowjetischer Darstellung

Das in den letzten Jahren ständig zitierte Standardwerk von *M. S. Kapica*⁴ stellt mit absoluter Selbstsicherheit, aber ohne Belege fest, in der Geschichte der kommunistischen Bewegung Chinas habe es immer einen unaufhörlichen Kampf zwischen zwei Tendenzen, der prosowjetischen, marxistisch - leninistisch - internationalistischen, und der antisowjetischen, nationalistisch - kleinbürgerlich - grossmachtchauvinistischen, gegeben. Letztere haben sich jedoch während längerer Zeit durch ultralinke Phrasen als Marxismus-Leninismus getarnt (S. 3ff.). Von 1946 bis 1958 wollte Peking mit der politischen und wirtschaftlichen Hilfe der «sozialistischen Gemeinschaft», vor allem von seiten der UdSSR, das Regime innen- und aussenpolitisch festigen (S. 161); die eigentliche Wendung in der chinesischen Politik sieht Kapica in der Politik des Grossen Sprunges (1958), welcher seiner Meinung nach ein Sprung rückwärts war. Er bedeutete den Bruch mit dem sowjetischen Wirtschaftsmodell, mit der marxistisch-leninistischen Wirtschaftspolitik. Aussenpolitisch stellte sich, laut Kapica, die Pekinger Führung folgende Aufgaben:

«1. die sozialistischen Länder ihrer Kontrolle zu unterstellen, sie zur Basis der Ausdehnung der chinesischen Einflusszone zu machen,

2. die eigene (politische) Linie den Völkern Asiens und Afrikas aufzuzwingen und die afroasiatische Soli-

darität⁵ in einen eigenartigen Block unter der Führung der Chinesischen Volksrepublik umzuwandeln,

3. zur Zuspitzung der internationalen Spannung beizutragen, eine Reihe lokaler Kriege ohne eigene Beteiligung hervorzurufen und schliesslich einen atomaren und Raketenkrieg zwischen der UdSSR und den USA zu provozieren,

4. Vereinbarungen mit dem Imperialismus zu treffen, wenn die nationalistischen Interessen Chinas diese verlangen» (S. 172).

Ein von einem *Autorenkollektiv* veröffentlichtes Werk⁶ stellt dazu fest, die Wurzeln dieser prinzipienlosen Politik seien in den ersten Jahrzehnten der KP Chinas (gegründet 1921) zu suchen. Die jegliche Klassengesichtspunkte ablehnende Zwischenzonentheorie wurde 1946 ausgearbeitet und nach 1963 erneut propagiert. Sie stuft, wie die Autoren argumentieren, die westeuropäischen und die Entwicklungsländer ohne Rücksicht auf den Klassencharakter der einzelnen Staaten in neutrale Zonen ein, um diese nachher gegen die UdSSR und die USA auszunützen (S. 34–36). Auch die seit Anfang der sechziger Jahre erneut propagierte Volkskriegstheorie habe mit dem Marxismus-Leninismus nichts zu tun, da sie nur dazu diene, die Dritte Welt zum Kampf gegen die UdSSR (und die USA) zu gewinnen: «Umzingelung der Weltstadt durch das Weltdorf» (S. 42ff.). Die Autoren dieses Werks – wie praktisch alle sowjetischen Sinologen – werfen Peking eine «bürgerlich-nationalistische Stellungnahme» zur territorialen Frage vor. Mao und seine Anhänger hätten Chinas Recht auf den Anschluss fremder Gebiete öfters und allein damit begründet, dass diese zu bestimmten Zeit-

punkten, manchmal in der früheren Vergangenheit, von den chinesischen Kaisern erobert worden sind. «Die chinesischen Historiker und Politiker gehen zu einer direkten Apologie der Anexionen über», heisst es in diesem Werk (S. 63): Sie erheben den «absurden Anspruch» auf 1,5 und sogar auf 2,3 Millionen km² sowjetischen Landes und den Anschluss ganzer souveräner Staaten, beispielsweise der Mongolischen Volksrepublik⁷.

S. G. Jurkow⁸ beschuldigt Mao und seine Gruppe des Chinazentrismus: Zuerst wollten sie sich die sozialistische Gemeinschaft, die kommunistische und die nationale Befreiungsbewegung durch List und marxistisch-leninistische Phraseologie friedlich unterordnen, seit 1963 versuchen sie aber, diesen offen Befehle zu erteilen (S. 4ff.). Sie propagieren den absurden Gedanken, die sozialistischen Staaten könnten ihre Beziehungen zu China auch dann günstig entwickeln, wenn Peking gegen Moskau eine feindliche Politik führte (S. 7–8). Zum erstenmal in der sowjetischen politischen Wissenschaft wird behauptet, auf der Moskauer Internationalen Konferenz der 81 kommunistischen Parteien (November 1960) habe die chinesische Delegation offen die Meinung vertreten, die von der Konferenz angenommene These über die notwendige Aktionseinheit der sozialistischen Staaten sei unrichtig. Siao-pin, der chinesische Delegierte, habe sogar erklärt, China akzeptiere keine Einheit, welche in der allseitigen Unterstützung der aussenpolitischen Aktionen der UdSSR zum Ausdruck gelange. Ausserdem habe er das Recht der kommunistischen Parteien und der sozialistischen Staaten auf die Opposition, auf eine Fraktionstätigkeit betont. Auf

dem XXII. Kongress der KPdsu (Moskau, Oktober 1961) rief der chinesische Delegationsleiter alle Anwesenden – sowjetische Parteidelegierte und ausländische Gäste – sogar auf, der Generallinie der chinesischen Parteiführung zu folgen, da diese die richtige Politik sei (S. 50–51). Auch zum ersten Male liest man im behandelten Buch, dass die chinesische Delegation auf der VI. Session des Rates der Afroasiatischen Solidaritätsbewegung (Algier, März 1964) einem Delegierten eine grosse Geldsumme versprach, um diesen für die chinesischen Vorstösse zu gewinnen. Auf seine Fragen hätten die Chinesen geantwortet: «Es ist nicht notwendig, dass Sie alles wissen, Sie sollen einfach mit uns stimmen» (S. 126).

Die Zielsetzungen der heutigen chinesischen Politik schildert Jurkow wie folgt: Die Chinesische Volksrepublik in eine Weltmacht umzuwandeln, welche ihren Willen anderen Staaten aufzwingt, die internationalen Beziehungen dieser Länder eigenmächtig vorschreibt. Die Mittel dieser Politik sieht er so:

- Umwandlung des chinesischen Volkes in Roboter, Umwandlung des Landes in eine Kaserne, Ausbeutung der Werktätigen, Beschleunigung der Umwandlung Chinas in einen mächtigen Industriestaat und eine Militärmacht;

- Errichtung eines bürokratisch-militaristischen Regimes, um das Volk noch mehr unter Kontrolle zu halten;

- Ausrufung der Mao Tse-tung-Ideen zu einer universalen Lehre, welche den afroasiatischen und lateinamerikanischen Völkern den Weg zur Freiheit zeigt;

- Errichtung eines Blocks unter Peking-Führung, in welchem die sozia-

listischen Staaten, die Entwicklungsländer und sogar einige imperialistische Staaten Platz finden;

– Verhinderung jeglicher internationaler Entspannung, Provozierung von Konfliktsituationen (S. 207–208).

Im Zeichen dieser Politik, meint Jurkow, habe Peking auf den internationalen Klassenkampf verzichtet (S. 211); seine UNO-Mitgliedschaft wolle es zur Verhinderung einer internationalen Entspannung missbrauchen (S. 264 ff.).

Ein gewichtiger *Sammelband*⁹ warnt die Entwicklungsländer unter Berufung auf das Schicksal der indonesischen Kommunisten vor der chinesischen Hilfe. Die Pekinger Politik gegenüber Sukarno wurde seit Anfang der sechziger Jahre immer aktiver. Sukarno habe sich auf Peking gestützt, im Wissen darum, dass er für seine Hegemoniebestrebungen und abenteuerliche Politik von Seiten der UdSSR keine Unterstützung bekomme (S. 259–263). So sei es Peking gelungen, Indonesien vom sozialistischen Lager zu trennen und gegen die UdSSR umzustimmen. Unter Pekinger Einfluss beschuldigten viele indonesische Politiker die UdSSR des Revisionismus und behaupteten, die chinesische Revolution und nicht die russische Oktoberrevolution sei für Asien massgebend, die chinesische Kultur sei von höherem Niveau als die sowjetische (S. 271).

Alle sowjetischen Autoren berufen sich auf die «riesige sowjetische Hilfe» für China auf politischem, wirtschaftlichem und militärischem Gebiet. Kein einziger von ihnen reagiert aber auf die oft wiederholten chinesischen (und nordkoreanischen) Antworten, wonach die Volksdemokratien für die sowjetischen Lieferungen wesentlich höhere

Preise zu zahlen hätten als auf dem Weltmarkt.

Ein bekannter Autor, *B. G. Saposchnikow*, behauptet in seinem Werk¹⁰ sogar, es seien allein die Erfolge der Sowjetarmee im Zweiten Weltkrieg gewesen, welche die Japaner und die Kuomintang vom Überfall auf die von der Volksbefreiungsarmee Maos kontrollierten Partisanengebiete abgehalten hätten. Saposchnikow schreibt, Tschiang Kai-schek habe 1941 seine Operationen gegen die Japaner und die Partisanengebiete Maos in der Meinung eingestellt, der deutsche Sieg würde die Niederlage der chinesischen Kommunisten automatisch nach sich ziehen (S. 54). «Die Siege der Sowjetarmee an der sowjetisch-deutschen Front 1943 hatten eine riesige militärisch-politische Bedeutung auch für die Kräfte der nationalen Befreiung in China ... Die günstigen Bedingungen wurden jedoch von der Führung der KP Chinas nicht ausgenützt» (S. 137). In den Partisanen-zonen gab es 1943 Hunger und Elend, und es sind lediglich die Berichte über die Siege der Sowjetarmee gewesen, welche auf die Festigung des moralischen und militärischen Geistes der chinesischen Patrioten einen positiven Einfluss ausübten – behauptet Saposchnikow (S. 148). Nach seiner Darstellung wollte die Kuomintang 1945 mit amerikanischer Hilfe den Bürgerkrieg in China entfesseln, und es war lediglich den rasch vorwärtsmarschierenden Einheiten der Sowjetarmee zu verdanken, dass diese Pläne scheiterten (S. 227). Der sowjetische Autor will vom amerikanischen Einsatz in China gegen die Japaner nichts wissen; alles, was im Interesse des chinesischen Volkes gemacht worden sei, habe China der UdSSR zu verdanken!

Kritik an der chinesischen Innenpolitik

Auch in der Innenpolitik wird der Peking-Führung die Abkehr vom Marxismus-Leninismus vorgeworfen. Auf die Wirtschaftspolitik, so meint E. Korbass, sei die kleinbürgerliche Spontaneität von entscheidendem Einfluss gewesen¹¹. Die Forschungen auf dem Gebiet der Wirtschaft hätten in China lediglich die Aufgabe, die «subjektivistische, voluntaristische Politik Maos» zu rechtfertigen (S. 6–7). Sowjetischerseits wird das «politische Diktat als Methode zur Lösung wirtschaftlicher Fragen, ungeachtet der Heranreifung der objektiven Bedingungen» scharf verurteilt (S. 42–44). Die Gesetze der Planwirtschaft werden in China verletzt (Kapitel IV, S. 63 ff.), die chinesische These: «Die Landwirtschaft ist die Grundlage, die Industrie die leitende Kraft der Entwicklung» wird als mit dem Marxismus-Leninismus unvereinbar ebenfalls zurückgewiesen (S. 91 ff.). Die Militarisierung der Wirtschaft, die Förderung der Rüstungsindustrie auf Kosten der Konsumgüterproduktion wird als eine gegen das Volk gerichtete Politik verurteilt (S. 117–120). Nach sowjetischer Darstellung wird in China die Produktion in den kleinen Betrieben idealisiert (S. 121 ff.), der materielle Anreiz bei der Förderung der Produktion abgelehnt (S. 136 ff.), wodurch Mao das bewährte kommunistische Verteilungsprinzip verletzt (S. 143). Die Missachtung der objektiven Gesetze habe in China zu einem abenteuerlichen Wirtschaftskurs und zu voluntaristischen Entscheidungen geführt (S. 47). Weder das behandelte Buch noch ein anderes findet ein anerkennendes Wort für die chinesische Wirtschaftspolitik.

Die größten Angriffe findet man im Zusammenhang mit dem Maoismus: Die echt wissenschaftliche, marxistisch-leninistische Theorie wurde, laut Korbass¹¹, durch ein System der Anschauungen ersetzt, welches dem Marxismus-Leninismus feindlich gegenübersteht und durch eine «linke» ultrarevolutionäre Phraseologie bemäntelt wird (S. 6). «Die Gesamtheit der theoretischen Konzepte des Maoismus stellt eine Vulgarisierung und Revision des Marxismus-Leninismus, von den Positionen des kleinbürgerlichen Nationalismus und des Abenteuerertums ausgehend, dar» (ebenda, S. 7).

László Révész

¹V. N. Nikitorov, Iz istorii sovetskogo kitaevedenija (Aus der Geschichte der sowjetischen Chinakunde). Voprosy istorii, Moskau, Nr. 2/1972, S. 59–66. – ²Vgl. Narody Azii i Afriki, Moskau, Nr. 5/1971, S. 203–205 (V. B. Svetozarov). – ³Diese sind die «Parteilichkeit» und der «Historismus». Die erste verlangt eine vom Standpunkt der jeweiligen Parteipolitik ausgehende Schilderung der Ereignisse und die Ablehnung einer «prinzipienlosen Objektivität». Der Historismus hingegen bedeutet eine die Zusammenhänge und das ganze soziopolitische Milieu berücksichtigende Schilderung jedes Ereignisses. – L. A. Slepov, Istorija KPSS – važnejšaja obščestvennaja nauka (Die Geschichte der KPdSU – die wichtigste Sozialwissenschaft). Voprosy istorii, Moskau, Nr. 5/1962, S. 3–26. – ⁴M. S. Kapica, KNR – Dve desjatiletija – dve politiki (Die Chinesische Volksrepublik – zwei Jahrzehnte – zwei Politiken). Verlag Politische Literatur, Moskau 1969. – ⁵Die Organisation der Afroasiatischen Solidarität wurde Ende 1957 auf sowjetische Initiative hin gegründet. Sitz in Kairo. 1963 erfolgte eine Spaltung in der Organisation, und heute gibt es ein zweites Zentrum in Peking. – ⁶Vnešnjaja politika

KNR. O suščnosti vnešnepolitičeskogo kursa sovremennogo kitajskogo rukovodstva (Die Aussenpolitik der Chinesischen Volksrepublik. Über das Wesen des aussenpolitischen Kurses der heutigen chinesischen Führung). Verlag Internationale Beziehungen, Moskau 1971. – ⁷Kein sowjetischer Autor erwähnt in diesem Zusammenhang die Regierungserklärungen von 1919 und 1920 sowie das chinesisch-sowjetische Abkommen vom 31.5.1924 über die Prinzipien zur Lösung der territorialen Frage. Darin erklärte nämlich die sowjetische Führung alle im 19. Jahrhundert auf Kosten Chinas getätigten russischen Eroberungen als rechtswidrig und ungültig

(auf Grund der «ungleichen Verträge»). – ⁸S. G. Jurkow, Peking: Novaja politika? (Peking: Eine neue Politik?) Verlag Politische Literatur, Moskau 1972. – ⁹Nacional'no-osvoboditel'noe dviženie v Indonezii (1942–1965) (Die nationale Befreiungsbewegung in Indonesien). Verlag Wissenschaft, Moskau 1971. – ¹⁰B. G. Saposchnikow, Kitajskij front vo vtoroj mirovoj vojne (Die chinesische Front im Zweiten Weltkrieg). Verlag Wissenschaft, Moskau 1971. – ¹¹E. Korbas, Ekonomičeskie «teorii» maoizma (Die wirtschaftlichen «Theorien» des Maoismus). Verlag Politische Literatur, Moskau 1971.

ZUM PROBLEM DER LITERARISCHEN ÜBERSETZUNG

Aus Anlass von Ralph-Rainer Wuthenows Buch «Das fremde Kunstwerk»

Was die Tradition der literarischen Übersetzung gerade im deutschen Sprachgebiet bedeutet hat und weiterhin bedeutet, darf man auch dann wiederholen, wenn es längst bekannt ist (und ob es tatsächlich so bekannt ist, bleibt erst noch eine unentschiedene Frage). Die Übersetzung, unter dem doppelten Aspekt von Theorie und Praxis, ist wohl in allem literarischen Leben von Belang. Intensiver als anderswo scheinen sich aber in der Geschichte der deutschen Übersetzung die beiden zu bedingen und zu durchdringen. Ob es sich um den Schlegelschen Shakespeare oder um Friedhelm Kemp's Übersetzungen moderner Franzosen handelt, immer nimmt der Verdeutscher zugleich Anteil am Gespräch um Wesen und Sinn seines Handwerks. Und wie

viele Dokumente der Übersetzungstheorie, von Luthers «Sendbrief vom Dolmetschen» bis zu Walter Benjamins «Die Aufgabe des Übersetzers» und darüber hinaus, sind nicht unmittelbar aus der übersetzerischen Praxis herausgewachsen.

Man wird also mit einigem Recht sagen dürfen, im deutschen Sprachgebiet gehe Übersetzen fast immer mit dem Nachdenken über das Übersetzen zusammen. Und das heisst: Nachdenken über die Sprache – die fremde, die eigene, und über die eine in der andern. Aber auch das Übersetzen ist im Grunde nichts anderes als ein solches Nachdenken. Theorie und Praxis sind nur zwei Seiten der einen und selben Sache, der einen Erfahrung: dass wir uns mitteilen kön-

nen und es zugleich nicht können, weil sich das Mitzuteilende in dem Augenblick, da es sprachliche Form annimmt, verändert und sich in der Aufnahme durch einen Empfänger, ein individuelles oder kollektives Gegenüber, unablässig weiter verändert. Diese unausweichliche Transformation wird in der Wiedergabe, also in Sprache und Stil der Übersetzung, offenbar: traduttore, traditore. Die Übersetzung, der man, wie Georges Mounin feststellte, immer nur den einen Vorwurf macht: «de ne point être l'original», Glanz und Elend der Übersetzung, um die Formel Ortega y Gasset zu zitieren, lassen nur einen generellen Tatbestand im Verhältnis zwischen Mensch und Sprache deutlich werden. Die «miseria» des Nichtsagenkönnens ist unser aller Elend, wie der «esplendor» des Sagens unser aller Glanz ist.

Friedrich Schleiermacher erklärte 1813 in seinem Vortrag «Über die verschiedenen Methoden des Übersetzens»¹: «Eine innere Notwendigkeit, in der sich ein eigentümlicher Beruf unseres Volkes deutlich genug ausspricht, hat uns auf das Übersetzen in Masse getrieben; wir können nicht zurück und müssen durch.» Wie der nordische Boden durch das Hineinverpflanzen fremder Gewächse reicher und fruchtbarer geworden sei, so werde auch die deutsche Sprache durch die Begegnung mit den fremden Literaturen aufblühen. Und von hier aus entwirft Schleiermacher das umfassende Programm, «dass wegen seiner Achtung für das Fremde und seiner vermittelnden Natur unser Volk bestimmt sein mag, alle Schätze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eigenen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem grossen geschichtlichen Ganzen zu vereini-

gen, das im Mittelpunkt und Herzen von Europa verwahrt werde». Das Instrument zu solcher schöpferischer Aneignung soll das Übersetzen sein. In den Worten Schleiermachers: «Dies scheint in der Tat der wahre geschichtliche Zweck des Übersetzens im grossen, wie es bei uns nun einheimisch ist.»

Der romantische Entwurf einer im deutschen Medium neugeschaffenen Weltliteratur ist längst als Utopie erkannt worden². Er ist darum nicht weniger grossartig. In seinem Schatten stehen bewusst oder unbewusst alle seitherigen Versuche, soweit sie überhaupt einen literarischen Anspruch vertreten. Auch wenn die Deutschen in den vergangenen hundert Jahren nur allzuoft alles daran gesetzt haben, die «Achtung für das Fremde» Lüge zu strafen, so kann der übersetzerische Impetus vieler Schriftstellergenerationen, und können die Vielfalt und oft auch die Höhe des Geleisteten nicht angezweifelt werden. Zwar hat das romantische Programm, nachdem es im deutschen Bildungsbürgertum der wilhelminischen Epoche zu einem durch nationalliterarische Bedürfnisse bestimmten kulturpolitischen Alibi geworden war, zu einer Inflation sich poetisch gebärdender Nachdichtungen geführt, und tatsächlich hält in dieser Zeit die Qualität der Quantität häufig nicht mehr die Waage. Aber das mittlere 19. Jahrhundert sah auch Leistungen wie die Dante-Übersetzung des Königs Johann von Sachsen, der sich Philaetes nannte, das spätere noch so kunstvolle Handwerksstück wie die «Fünf Bücher französischer Lyrik» von Emanuel Geibel und unserem Landsmann Heinrich Leuthold.

An der Wende zum 20. Jahrhundert

geschah dann die Erneuerung des deutschen Übersetzungsstils durch Stefan George und Rudolf Borchardt. Der expressionistische Aufbruch, vorbereitet durch Stefan Zweigs Verhaeren-Versionen, spiegelt sich in den Rimbaud-Übersetzungen Karl Klammers, Alfred Wolfensteins, Paul Zechs, und in unserer Zeit hat es ein Paul Celan nicht verschmäht, französische und russische Dichtungen deutsch neuzuschaffen. Das sind nur einige Namen, mit denen mehr angedeutet als bewiesen sein soll, dass die romantische Überlieferung zwar vielfach gebrochen, aber bis in unsere Gegenwart nicht abgebrochen ist, dass sie vielmehr auch in schwächeren Epochen und unter veränderten Verhältnissen immer wieder die Kraft gefunden hat, sich zu regenerieren. Man kann die Linie natürlich auch in der andern Richtung ausziehen, zurück in die Vergangenheit, von Goethes Voltaire-, Cellini-, Manzoni- und Ossianübersetzungen, Schillers Racine und Gozzi, über Lessings «Theater des Herrn Diderot», Wielands und Eschenburgs Shakespeare, dem Stolbergischen und Vossischen Homer bis zur deutschen Poeterei von Opitz, die an Ronsard-Übersetzungen exemplifiziert wird, und zu dem Werk, das am Anfang der neuhochdeutschen Sprache und Literatur steht, Luthers deutscher Bibel...

Angesichts der Bedeutung des Übersetzungswesens für die Literatur und die geistige Überlieferung im deutschen Sprachgebiet bleibt es um so erstaunlicher, wie relativ wenig sich die an den Universitäten etablierte Philologie bisher mit dem ganzen Problemkreis beschäftigt hat. Von Ausnahmen – etwa Schlegels Shakespeare – abgesehen, hat es die deutsche Literaturwissenschaft

häufig vorgezogen, irgendwelche Zeitgrößen zu beweihräuchern oder in philosophisch-theologischem Tiefsinn zu machen, statt die Übersetzungsliteratur der Jahrhunderte auf ihre Form und ihre geschichtliche Funktion hin zu analysieren. So stammt denn auch das Bedeutendste, das in neuerer Zeit zum Übersetzungsproblem gesagt wurde, oft von Kritikern wie Walter Benjamin und Friedhelm Kemp, akademischen Aussenseitern. Immerhin hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten eine deutliche Wandlung angebahnt. Die Übersetzung ist paradoxerweise in dem Mass Gegenstand der akademischen Kritik und Interpretation geworden, wie sich das Bewusstsein durchsetzte, dass das sprachliche Kunstwerk, ja dass Sprache überhaupt im letzten unübersetzbar ist. Erst jetzt konnte man der Unwiederholbarkeit und damit des immanenten Eigenwertes der literarischen Übersetzung innewerden. Auf die historische Bedeutung der Übersetzungen hatte zwar die Komparatistik schon seit langem stets von neuem hingewiesen. Ihre Bemühungen krankten aber meist an der Tatsache, dass sie die Texte vorwiegend oder ausschliesslich als Zeugnisse von «Einflüssen» und «Vermittlungen» zwischen verschiedenen Sprachgebieten deutete. Nun, da zur Einfluss- und Wirkungsforschung die werkbezogene Interpretation kam, wurde es möglich, die Übersetzung in ihrem Doppelwesen als Vermittlerin und Spiegel des fremdsprachlichen Originals und als originale Schöpfung in der eigenen Sprache zugleich zu verstehen.

In seinem Buch «*Das fremde Kunstwerk*» umschreibt *Ralph-Rainer Wuthenow* diesen doppelten Aspekt der Übersetzung und damit auch der ihr angemessenen Methode der Lektüre folgen-

dermassen: «Denn auch die Übersetzung, so sehr sie fordern könnte, zugleich als eigene Leistung gewürdigt zu werden, ist als Kunstleistung das Resultat des kritischen Verstehens eines literarischen Kunstwerks und wird als solche überprüfbar in der Konfrontation mit dem Text des Originals. Sie verlangt aber auch, trotzdem, nicht nur als <Auslegung> gelesen zu werden, sondern als Wiederholung, Spiegelung oder Nachbildung, als eine Leistung des kritischen und künstlerischen Bewusstseins. Die Möglichkeit des Vergleichs muss hierbei nicht erst erschlossen werden, sondern sie ist durch den besonderen Charakter der Übersetzung vorgegeben³.» Die Darstellung Wuthenows, die man als einen der wichtigsten Beiträge bezeichnen darf, die in jüngster Zeit von Universitätsseite zum Thema geleistet wurden, geht von der Voraussetzung aus, dass auch das Original «kein einmaliges Ereignis, sondern eine sich stets erneuernde Wirkung» darstellt. Die Übersetzung erscheint in dem Mass, in dem sie das Original nicht «vertilgt», sondern «vermittelt», als «fremdes Kunstwerk»: sie ist eine der möglichen Wirkungen des Kunstwerks und als Reproduktion selber ein neues Kunstwerk.

In einem ersten Teil erörtert Wuthenow anhand des 18. Sonetts von Shakespeare («Shall I compare thee to a summers's day?») die verschiedenen Möglichkeiten des Übersetzens, indem er die Fassungen von Gottlob Regis, Otto Gildemeister, Friedrich Bodenstedt, St. George, R. A. Schröder und Karl Kraus analysiert. Gerade hier kann er an eines der wenigen hervorragenden deutschsprachigen Werke der *Übersetzungskritik* (im Gegensatz zu den zahlreichen *übersetzungstheoretischen*

Schriften) anknüpfen, Ludwig W. Kahns 1935 in Bern erschienene Abhandlung «Shakespeares Sonette in Deutschland», in welcher der blumige Stil der deutschen Versionen des späteren 19. Jahrhunderts als Ausdruck des «bürgerlichen Zeitalters» gedeutet wird. Als Zwischenbilanz formuliert Wuthenow ein kritisches Bekenntnis zur Einzelinterpretation, das zugleich ein Distanzieren von der poetologisch-normativ verstandenen Übersetzungstheorie bedeutet: «Die Probleme sind nicht aufzulösen, es ist ihnen nur auf eine immer wieder neue Weise zu begegnen... In der Übersetzung, wie überall in der Kunst, entscheidet schliesslich über das, was möglich ist, nicht die Überlegung, sondern allein das Gelingen; die Leistung erst löst überraschend das Problem.»

Der folgende zweite Teil ist nun aber zunächst einem konzisen geschichtlichen Überblick über deutschsprachige Übersetzungstheorien gewidmet. Ergänzt wird dieses Referat durch einen historischen Abriss des deutschen Übersetzungswesens. Erst nach dieser Grundlegung geht der Verfasser zum dritten und wichtigsten Teil «Praxis und Kritik» über. Hier werden Interpretationen von beispielhafter Schärfe und Sensibilität geboten. Die Analyse konzentriert sich auf die Dante-Übersetzungen von den Anfängen bis zu Borchardt sowie auf die deutschen «Fleurs du Mal» (George, Benjamin, Rilke, Kalckreuth usw.), bezieht als Exkurs aber auch ein deutsch-französisches Parallelbeispiel («Faust») ein und bringt ferner zahlreiche kürzere Kommentare zu anderen Werken. Was Wuthenow in der werkbezogenen – und das heisst immer auch: auf das Original bezogenen – Deutung leistet, kon-

kretisiert sich, unbeschadet der individuellen Resultate, in der grundsätzlichen Einsicht, dass das «Problem der Übersetzung» ein Problem der Kunst schlechthin ist. Zwar sind die Ansatzpunkte zum Teil etwas anders verteilt als bei der Interpretation sogenannter «originaler» Werke. Im wesentlichen jedoch bleiben die Probleme gleich gelagert. Und wenn Wuthenow von einer durchaus möglichen und sogar erreichten «Art der Vollkommenheit» der Übersetzung spricht, «die das Original fast verdrängen, ja ersetzen könnte», wenn er diese nicht nur als «inhaltliche Bereicherung», sondern zugleich als «formale Schulung, schöpferische Entwicklung» bezeichnet, so wird damit die Übersetzung als literarische Leistung und als Gattung innerhalb der Kunst gleichsam für mündig erklärt. Hier sind wir weit entfernt von Montesquieu, der die Übersetzungen abgegriffene Münzen nannte, und von Cervantes, der sie mit der Rückseite flämischer Teppiche verglich, auf der das Bild der Vorderseite nur entstellt und von Fäden verwirrt zu erkennen sei, weit auch von der ironischen Bemerkung des letzteren, Übersetzen sei viel-

leicht ein passabler Zeitvertreib, aber gewiss keine schöpferische Arbeit: «Auch beweist das Übersetzen aus leichten Sprachen ebensowenig Talent wie Beredsamkeit, sowenig wie der beides zeigen kann, der ein Papier vom andern abschreibt. Deswegen aber will ich nicht sagen, dass das Übersetzen keine löbliche Arbeit sei, denn der Mensch kann noch mit andern, schlimmeren Dingen seine Zeit zubringen und die ihm weniger Nutzen gewähren.»

Manfred Gsteiger

¹Vgl. den Abdruck im Sammelband von Hans Joachim Störig: Das Problem des Übersetzens. Darmstadt: Wissenschaftl. Buchgesellschaft. Stuttgart: Goverts 1963. – ²Vgl. dazu: Andreas Huyssen: Die frühromantische Konzeption von Übersetzung und Aneignung. Studien zur frühromantischen Utopie einer deutschen Weltliteratur. Zürich: Atlantis 1969 (Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte hg. v. Emil Staiger, Bd. 33). – ³Ralph-Rainer Wuthenow: Das fremde Kunstwerk. Aspekte der literarischen Übersetzung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1969 (Palaestra, Untersuchungen aus der dt. u. engl. Philologie u. Lit.geschichte, Bd. 252).

DER GEHÜLFE

Robert Walsers Roman in französischer und italienischer Übersetzung

1

Albin Zollinger war einer der ersten, der Walsers Roman «*Der Gehülfe*» rühmte, und später erschienen viele

gutgemeinte Hinweise und Bemerkungen, Interpretationen und Analysen, und oft wurde Walsers Geschichte des

Ingenieur Tobler mit Thomas Manns Buddenbrooks verglichen: Untergang einer Familie, einer hierarchischen Ordnung; bei Walser war es dann bescheidener der Untergang eines Hauses, eines Bürgers namens Tobler. Dies alles geschah vor etwa zehn Jahren, als man glaubte, Walser entdeckt oder wiederentdeckt zu haben. In der von Jochen Greven sorgfältig betreuten Ausgabe der Werke ist «*Der Gehülfe*» noch nicht erschienen, indessen liegen seit 1961 eine italienische¹ und seit wenigen Monaten eine französische² Ausgabe vor. Vergleicht man einerseits diese beiden Texte miteinander und kontrolliert andererseits anhand des Originals die Zuverlässigkeit der Übersetzungen und überlegt zu guter Letzt, ob Walser grundsätzlich übersetzbar ist, stellt man erstaunliche Konvergenzen und überraschende Divergenzen fest und freut sich, dass Walser in Übersetzungen erscheinen kann, denn die Möglichkeit, an Walser zu scheitern, ist zweifellos grösser als die Zuversicht des uneingeschränkten Gelingens.

2

Zunächst nun der Vergleich zwischen der italienischen und der französischen Ausgabe. Die Eleganz dieser Sprachen gegenüber der Sprödigkeit des Deutschen provoziert eigentlich vor Robert Walser Verlegenheit. Ins Italienische lässt er sich, verbaliter, gut übersetzen, dank der flexiblen Unbekümmertheit; im Französischen sind die Verbindlichkeiten naheliegender: der Respekt vor Nationalismen ist auffallender, selbst wenn man bedenkt, dass der Übersetzer ein Westschweizer ist, Walter Weideli, profunder Walser-Kenner und

versiert im Umgang mit schwieriger Literatur. In diesem Zusammenhang, in bezug auf die Möglichkeiten und Grenzen der Übersetzung Walserscher Texte in eine andere Sprache, sind Weidelis Versuch und Leistung interessant. Er beschreibt in einem Nachwort die Schwierigkeiten und die Notwendigkeit der Entscheidung; ein Beispiel: «*Haut et bombé comme univers: je pars d'un exemple très précis, d'une de ces innombrables difficultés de détail que j'ai rencontrées dans mon travail. Elle se situe vers la fin du livre. Joseph Marti a menacé de donner son congé, Mme Tobler l'a remis vertement à sa place. Il a besoin de faire quelque pas, il sort. Draussen, écrit Walser, empfing ihn eine klare, kalte Welt. Jusque-là pas de problème: Dehors, un univers clair, froid l'accueillit. Mais voilà qu'avec la phrase suivante les choses se gâtent. Walser: Etwas Hohes und Gewölbtes von einer Welt. Soit, littéralement, mot à mot: Quelque chose de haut et de bombé comme univers. En français, cela fait passablement désinvolte. En allemand aussi, d'ailleurs. D'où, pour le traducteur, hésitation, perplexité. J'ai voulu voir comment mon collègue italien s'était débrouillé avant moi. Première phrase: Fuori fu accolto da un mondo limpido e gelido, virgule. Parfait, d'accord. Et maintenant, que fait-il? Il voit l'obstacle, il se cabre, il biaise: sotto la cupola di un universo sublime. C'est ingénieux, élégant, je ne le conteste pas. Mais, ce n'est pas du Walser.*»

Stimmt diese Behauptung? Oder ist sie bedingt richtig, wenn man die sprachliche Dilatation berücksichtigt? Ich meine, im Italienischen sei die Formulierung energischer geleistet als im Französischen, weil direkter und selbstverständlicher, und ich glaube, dass dies

bei Walser entscheidend ist: direkte Aussage trotz arabeskenhafter Präsentation eines Vorgangs. Das *Quelque chose* bei Weideli ist für das *Etwas* zweifellos richtig, aber unbefriedigend. Nun kann man sich berechtigterweise fragen, wie er denn diesem Detail hätte beikommen sollen. Man ist versucht, Marginalien zu nennen wie anlässlich der französischen Übersetzung des «*Jakob von Gunten*» (L'Institut Benjamenta, eine sprachlich-intellektuelle Meisterleistung von Marthe Robert): «... die Walsersche Ironie, zum Beispiel, erscheint unterschiedlich. Das schurkige Verhalten gegenüber Lebensdingen, die Unsicherheit, die zufälligen Ansichten sind im Deutschen so einmalig, definitiv, dass über deren Verismus kaum Zweifel aufkommen können. Im Französischen mutet der Text beinahe etwas lächerlich an, sehr knabenhaft.» Kann nun, in bezug auf die französische Ausgabe des Gehülften, ähnliches behauptet werden? Mit Einschränkungen vielleicht, denn Jakob von Gunten mit dem Gehülften zu vergleichen ist nicht ohne weiteres komplikationslos.

3

Nun lasse ich ein Textfragment deutsch und französisch und zum Schluss ein deutsches und ein italienisches folgen. Zunächst die berühmte Passage mit der Beschreibung des Sees:

Steige, hebe dich, Tiefe! Ja, sie steigt aus der Wasseroberfläche singend empor und macht einen neuen, grossen See aus dem Raum zwischen Himmel und See. Sie hat keine Gestalt, und dafür, was sie darstellt, gibt es kein Auge. Auch singt sie, aber in Tönen, die kein Ohr zu hören vermag. Sie streckt ihre

feuchten, langen Hände aus, aber es gibt keine Hand, die ihr die Hand zu reichen vermöchte. Zu beiden Seiten des nächtlichen Schiffes sträubt sie sich hoch empor, aber kein irgendwie vorhandenes Wissen weiss das. Kein Auge sieht in das Auge der Tiefe. Das Wasser verliert sich, der gläserne Abgrund tut sich auf, und das Schiff scheint jetzt unter dem Wasser ruhig und musizierend und sicher fortzuschwimmen.

Monte, élève-toi, profondeur! Oui, elle s'élève en chantant de la surface de l'eau et fait un nouveau lac immense de l'espace entre ciel et lac. Elle n'a pas de forme, et ce qu'elle représente, il n'y a pas d'yeux pour le voir. Elle chante aussi, mais c'est une mélodie qu'aucune oreille ne peut entendre. Elle étire ses longues mains humides, mais il n'est pas de main qui aurait le pouvoir de lui tendre la main. Des deux côtés de la barque nocturne, elle se dresse immense, mais aucun savoir au monde ne le sait. Aucun œil ne regarde dans l'œil des profondeurs. L'eau se perd, le gouffre vitreux s'est ouvert, et la barque, maintenant, semble poursuivre sa course sous l'eau, calme et musicienne et sûre.

Und nun der Schluss des Abschnittes, den Walser mit *Memoiren* überschrieben hat (man beachte die Parallele zum Lebenslauf und zu allgemeinen Ansichten des Zöglings Jakob von Gunten):

Ich komme aus gutem Hause, aber ich glaube, ich habe eine etwas zu flüchtige Erziehung genossen. Ich will mit diesen Worten keineswegs meinen Vater oder meine Mutter anklagen, behüte Gott im Himmel, sondern ich will nur versuchen, ob ich mir klar darüber werden kann, was mit meiner Person

eigentlich los ist und mit dem Umkreis von Welt, der die Mühe gehabt hat, mich zu ertragen. Die Verhältnisse, in denen ein Kind aufwächst, erziehen dasselbe grossenteils. Die ganze Gegend und Gemeinde helfen mit, es zu erziehen. Das elterliche Wort und die Schule sind freilich die Hauptsache, aber was ist das für eine Art und Weise, mich hier mit meiner eigenen, werten Person zu befassen, ich gehe lieber baden.

Io sono di buona famiglia, ma credo di aver avuto un'educazione troppo superficiale. Con queste parole non voglio rimproverare mio padre o mia madre, Dio me ne guardi, voglio soltanto vedere se riesco a rendermi veramente conto di me stesso e di quella parte di mondo che ha durato fatica a sopportarmi. Le condizioni nelle quali cresce un bambino servono in gran parte a educarlo. Tutta la regione e la comunità concorrono nell'educarlo. Certo, ciò che più conta è la parola dei genitori e della scuola, ma che modi sono questi di dedicarmi alla mia rispettabile persona? Preferisco andare al bagno.

Was zeigen diese Gegenüberstellungen? Es sind Bewertungen weder der einen noch der anderen Version Walserscher Aussagen, aber allein die Wal-

sersche Syntax beweist, dass eine unbeschädigte Übersetzung in andere Sprachen nicht oder nur bedingt möglich ist. Walter Weideli weist denn auch deutlich darauf hin: «Une chose qui surprend chez Walser, et même, au début, vous agace, c'est cette perpétuelle répugnance à se prononcer, cette peur d'affirmer, ce refus de trancher.» Wie sollen Walsers Nuancen und Details, seine sprachlichen Skrupellosigkeiten übersetzt werden? «L'homme à tout faire» und «L'assistente» sind neue Texte, Reformulierungen eines Walserschen Themas, Leistungen, die nicht eigentlich am Anlass (Walser) gemessen werden dürften, sondern als verselbständigte, literarisch-dichterische Produkte beurteilt werden müssten. Und in bezug darauf sind diese beiden Bücher eine wichtige Bereicherung, ein Gewinn, und eine Aufforderung, Robert Walser auch im Original zu lesen.

Heinz Weder

¹Robert Walser: L'assistente. Traduzione di Ervino Pocar. Einaudi editore, Torino 1961. – ²Robert Walser: L'homme à tout faire. Traduit de l'allemand et présenté par Walter Weideli. Editions Le Livre du Mois, Lausanne 1970.

HINWEISE

Politisches Denken

Ein sehr interessanter Wurf ist *Johann Baptist Müller* mit «Bedürfnis und Gesellschaft» (Klett, Stuttgart) gelungen, denn anhand des Begriffs «Bedürfnis» lassen sich in sehr plausibler Weise die wesentlichen Unterschiede zwischen den gesellschaftspolitischen Hauptströmungen herausarbeiten: Der Liberalismus bezieht sich auf eine «Konkurrenz der Bedürfnisse», der Konservatismus bejaht das «Jedem das Seine», und der Sozialismus glaubt, in der Devise «Jeder nach seinem Bedürfnis» die Lösung gesellschaftlicher Probleme gefunden zu haben. Müller untersucht nicht nur diese drei Grundkonzeptionen, sondern zeigt auch, wie sie sich im Zeichen der beschleunigten Bedürfnissteigerung seit der industriellen Revolution gewandelt haben.

*

Bernhard Willms stellt in seinem Buch «Die politischen Ideen von Hobbes bis Ho Tshi Minh» (Kohlhammer, Stuttgart) programmatisch fest, politische Ideengeschichte habe nicht nur additiv, sondern systematisch zu sein; sie müsse von der Gegenwart her retrospektiv strukturiert werden. Diesem Postulat kann man nur beipflichten, denn der perspektivischen Gebundenheit an das Hier und Heute kann ja keine Geschichtsbetrachtung entrinnen, ob sie dies nun eingesteht oder nicht. Die Frage ist lediglich, *welchen* Standort man einnimmt und wie explizit man ihn macht. Willms hat sich für den Be-

griff der «Emanzipation» als dem Standort seiner Betrachtung entschieden. Das Ergebnis ist interessant, über manche Strecken hinweg verblüffend, wenn auch da und dort zu Widerspruch reizend – aber es ist wohl im ganzen Ansatz als selbstverständlich mit einkalkuliert.

Jura-Frage

«Ein Vorschlag für den Jura» nennt sich die einprägsame Publikation des Basler Ordinarius *Herbert Lüthy*, worin die Thesen des Gutachtens von Professor Veiter widerlegt und andersartige Möglichkeiten zur Lösung des Jura-Problems aufgezeigt werden: «Die Fragen, welche die Schaffung eines jurasischen Kantons aufwirft, sind zu komplex, als dass sie auf eine vorgefertigte Ja- oder Nein-Formel gebracht werden könnten. Ein Plebiszit würde die Bekundung eines Mehrheitswillens erzwingen, der im Jura noch gar nicht besteht.» Lüthy postuliert als einzig gangbaren Weg zur Bildung dieses Mehrheitswillens die Konstituierung einer «Assemblée Jurasienne», die sich aus Volksvertretern aller sieben Amtsbezirke zusammensetzen und einen Entwurf für das künftige Jura-Statut ausarbeiten müsste. Die Einberufung dieser Versammlung wäre auf der jetzigen kantonalbernischen Rechtsgrundlage möglich. Das Gremium könnte in parlamentarischem Beratungs- und Entscheidungsverfahren die Volksabstimmung vorbereiten und das verhindern, was bei einem vorschnellen Plebiszit

droht: «die Polarisierung des Jura zwischen zwei unversöhnlichen Parteien, zwischen denen die Mitte erdrückt wird, und die Spaltung in eine triumphierende Mehrheit und eine erbitterte Minderheit, die sich dem Entscheid so wenig beugen wird, wie sie sich dem Entscheid des Plebiszits von 1959 beugte» (Verlag Herbert Lang, Bern).

Theorie der Aggression

Die Relevanz des Aggressions-Begriffs für die Sozialpsychologie wird allgemein anerkannt; über die Grundlegung des Begriffs allerdings gehen die Meinungen auseinander. Der Sammelband «*Bis hierher und nicht weiter, Ist die menschliche Aggression unbefriedbar?*» konfrontiert den von Sigmund Freud geprägten Aggressionstrieb mit den Theorien der modernen Verhaltensforschung (Konrad Lorenz). Die von Alexander Mitscherlich edierten Beiträge von zwölf Psychiatern und Analytikern diskutieren die Frage, inwiefern die bei Tierbeobachtungen gewonnenen Erkenntnisse mit den aggressiven Äusserungen des Menschen vergleichbar sind, wieweit dessen individuelle Triebentwicklung das instinktabhängige, stammesgeschichtlich erklärbare Verhalten überlagert, inwiefern menschliche Aggression – dort, wo sie sich als schöpferisches Prinzip erweist – die Anpassung an die wechselnden Gegebenheiten der Umwelt fördern kann (Piper Verlag, München).

*

In seiner leichtverständlich formulierten Arbeit «Lob der Aggression, Erkenntnisse der Verhaltensforschung» sucht der Engländer *Anthony Storr* die weitverbreitete Auffassung zu widerlegen, wonach Aggressivität lediglich als Folge einer verkehrten Moral und damit als Fehlhaltung zu betrachten sei. Die Vorwürfe gegenüber einer repressiven Pädagogik werden auf diese Weise relativiert. Storr weist nach, dass Aggressivität eine wesentliche und notwendige Komponente der menschlichen Persönlichkeitsstruktur, ein eigenständiger, elementarer Antrieb zur menschlichen Aktivität ist, und argumentiert somit in der Richtung von Konrad Lorenz (Econ Verlag, Düsseldorf und Wien).

Literaturkritik

Von *Heinrich Vormweg*, dem deutschen Literaturkritiker, ist unter dem Titel «*Eine andere Lesart. Über neue Literatur*» eine Aufsatzsammlung erschienen, in der er den Veränderungen nachspürt, die unsere zeitgenössische Literatur charakterisieren. «Misstrauen gegen Formen, Syntax und Worte, Zerstörung weltanschaulicher Gemeinplätze»: darin erblickt er das Neue. In den hier vereinigten Arbeiten, die teils autobiographischer, teils theoretischer Natur und teils auch reine Rezensionen oder also «Übungen im Lesen» der neuen Lesarten sind, dominiert die These, dass Literatur als Veränderung des praktischen Bewusstseins zu verstehen sei: hierin sieht Vormweg ihre Funktion und ihre Zukunft (Sammlung Luchterhand, Neuwied und Berlin 1972).